

Nach H. macht „fehlende Kompetenz den Wert philosophischen Nachdenkens über die Wissenschaft an der Wurzel zunichte“ (70). Das bedeutet, mit zweierlei Maß zu messen. Wenn der Philosoph oder Theologe nicht an der vordersten Front der Forschung steht, sollte er über Naturwissenschaft nichts sagen dürfen. Aber würde dies nicht auch für den Naturwissenschaftler gelten, wenn er in der Philosophie dilettiert?

H. hat sich an verschiedenen angelsächsischen Autoren orientiert, wie z. B. Arthur Peacocke. Auch bei Peacocke ist es so, dass er sich zunächst in der empirischen Wissenschaft einen Namen machte, um dann, nach einem Theologiestudium, direkte Brückenschläge ohne philosophische Absicherung anzubieten. Bei Peacocke soll diese Brückenfunktion der Informationsbegriff übernehmen, der zu diesem Zweck metaphysisch angereichert wird, ohne wirklich dort anzukommen, wo er sollte, denn welchen Sinn macht es, Jesus Christus die „Information des Universums“ zu nennen? Autoren, die die Philosophie nicht ganz ernst nehmen, werden keine tragfähigen Brücken zustande bringen.

H.-D. MUTSCHLER

4. Praktische Theologie

LÜTZ, MANFRED, *Gott. Eine kleine Geschichte des Größten*. München: Pattloch 2007. XVI/297 S., ISBN 3-629-02158-8.

Keine Fachpublikation, obwohl der Autor (= L.), Chefarzt eines psychiatrischen Krankenhauses, auch ein theologisches Diplom besitzt: „Ich habe mir einfach vorgestellt, mit einem gescheiterten, aber nicht überkandidelten Zeitgenossen ein Gespräch über Gott zu führen“ (XII). „Je wichtiger die Dinge für alle Menschen sind, desto allgemeiner verständlicher und einfacher muss man sie ausdrücken können“ (XV – im Nachwort ist von „dem mitunter etwas hemdsärmeligen Sprachstil“ die Rede; er habe „streng darauf geachtet, dass keine Theologensprache auftaucht“ – 297).

Elton John beim Requiem für Lady Di, der Parthenon, Michelangelos Sixtina und Raffaels Stanza della Segnatura: Kap. 1 zeigt, wie Musik und Kunst uns über uns hinausreißen. Kap. 2 geht auf die psychologischen Erklärungen dieser Erfahrung ein: S. Freuds Vatermord, C. G. Jungs religionsfreundliche, doch eben so bedrohlichere Gnosis und V. Frankls Logotherapie, bei der L. die Gottesfrage zu funktional-pragmatisch behandelt sieht. Seine Sympathie gehört Therapeuten wie P. Watzlawik und St. de Shazer, die sich konsequent auf das konzentrieren, „was wirkt, unter absichtlicher völliger Vernachlässigung der Frage, was wahr ist“ (23).

Im Kern psychologisch argumentiert (Kap. 3) auch die „wirksamste Widerlegung der Existenz Gottes“ (25), nämlich L. Feuerbachs. Der begründet allerdings den Atheismus nicht, sondern setzt ihn voraus – und sucht unter dieser Voraussetzung den Glauben zu erklären (28f.). Ebenso respektvoll wie er kann man seine Methode natürlich auch für die Erklärung des Unglaubens verwenden: Wunsch nach Ungestörtheit, Narzissmus, Anpassung, Kirchenärger. Statt um Psychologie sollte es aber um die Wahrheit gehen, in einer Frage auf Leben und Tod – wovon B. Pascal in seiner Wette ausgeht.

Dieser Ernst bestimmt den atheistischen Gottes-Protest (Kap. 4, hier orientiert sich L. vor allem an G. Minois, *Geschichte des Atheismus*). In der Antike richtet er sich gegen die Götter, schon im Mittelalter vereinzelt, gilt er dann in der frühen Neuzeit dem biblisch-christlichen Gott. Der Höhepunkt wird im 19. Jhd. mit F. Nietzsche erreicht: „nach Aussage derjenigen, die ihn wohl wirklich geliebt hat, Lou Andreas Salomé, ein gequältes religiöses Temperament“ (63). In seinem Todesjahr zerstört die Quantentheorie „schlagartig das alte naturwissenschaftliche Weltbild und leitet den Showdown des Atheismus ein“ (65 – später fällt „mit der Urknalltheorie die atheistische Überzeugung von der anfangslosen Ewigkeit des Weltalls“ – 66). Der organisierte Atheismus schrumpft „zu kleinen sektenartigen Zirkeln“.

Dem stellt L. den „Gott der Kinder“, die „Selbstverständlichkeit des Glücks“ gegenüber (Kap. 5 – wofür er sich neben Jesus auch auf Nietzsche berufen kann). „Der Gott der Kinder ist kein Kindergott“, sondern „ein von allen komplizierten Erwachsenen-

schlacken befreiter unmittelbarer Gott“ (86). Dem folgt (Kap. 6) der Gott der Lehrer. L. protestiert gegen die Verformung des Religionsunterrichts zur Religionskunde und bietet zugleich einen „Schnelldurchgang“ (100) durch die Religionswelt – bis zur Schwelle der drei Offenbarungsreligionen –, mit einigem Nachdruck auf der katholischen Anerkennung möglicher Gotteserkenntnis darin wie überhaupt seitens der Vernunft. – Das führt zum Gott der Wissenschaftler (Kap. 7). Den Kampf zwischen Religion und Wissenschaft gibt es ursprünglich im Christentum nicht, gerade nicht im römischen. L. verweist u. a. auf die Kalenderreform und die päpstliche Sternwarte. Der Fall Galilei wird auf sein (allzu) menschliches Maß zurückgeschnitten. „Doch nicht der wirkliche Galilei hat gewirkt, sondern die Meinung, die man über ihn über all die Jahrhunderte hatte“ (120). Schon nicht mehr der christliche Gott ist es, sondern der des Deismus, auf den dann Laplace vor Napoleon verzichtet. In dieser Atmosphäre gegenseitiger Entfremdung wurde dann auch die Evolutionstheorie zum Streitfall. Große moderne Wissenschaftler sprechen wieder vom Wunder, so sehr es auch hier „Nostalgie und Traditionalismus“ (142) gibt (besonders laut in der Hirnforschung).

In der Mitte des Buchs (Kap. 8) kommt der Gott der Philosophen zur Sprache. Die *quinque viae* des Aquinaten werden zitiert, Anselms Argument und Augustins Wahrheitsbeweis. Zum Weg in die Neuzeit mit ihrem Deismus wären wohl deutlicher die blutigen Folgen der christlichen Spaltung anzusprechen. Kant schafft angesichts des Theodizeeproblems und des Humescen Skeptizismus dem Glauben Raum durch Einschränkung der Vernunft, indem er „Gott sozusagen zum Untermieter seiner Moralphilosophie“ macht (172). L. würdigt Kierkegaard und Heidegger. „Inzwischen ist die öffentliche Bedeutung der Philosophie herabgesunken. Philosophen unterschiedlichster Richtungen vertreten geschmeidig annähernd jede denkbare Position. Gott ist kaum ein Thema“ (177). Andererseits gibt es neue Anstöße: Habermas, Spaemann, Swinburne ... Ob freilich der Gott der Philosophen die „causa sui“ sein muss, auch wenn das – nach Descartes, Spinoza – Heidegger schreibt? – Pascal stellt ihm den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs gegenüber. Ist Gott personal, dann kann man das Entscheidende nicht „über“ ihn wissen, sondern nur von ihm und durch ihn: durch Offenbarung und vertrauenden Glauben daran (Kap. 9). Gott spricht mit den Juden – und sie mit Gott, ja ringen mit ihm: „Israel“. Während sie vor ihrem Gott stehen, „beugen sich [die Muslime] vor ihm tief in den Staub“ (197).

Schließlich (Kap. 10): „Die Antwort“. Gott wird Mensch. Vor diesem Mysterium stößt natürlich nicht bloß all unser Verstehen an seine Grenzen, sondern gerade auch das Unternehmen eines solchen Buchs. L. versucht es mit diesen Sätzen: Gott Vater, der Schöpfer, kann nicht sterben und „die Welt ins Nichts versinken“ lassen. „Deswegen gibt es Gott Sohn. Denn wenn Gott bloß scheinbar sterben würde, wäre das Ganze ein Possenspiel. Wenn es aber andererseits nur scheinbar Gott wäre oder ein Gott zweiter Klasse, der da am Kreuz stirbt, wäre eben doch nicht Gott selbst wirklich Mensch geworden ...“ Schließlich: „Sollte diese Tat wirklich kosmisch sein ..., dann musste Gott ebenso persönlich für alle Zeiten bei den Menschen bleiben. Und das tut er – persönlich – als Heiliger Geist“ (216f.). Selbstverständlich (ebd.) nicht „muss“ und „deswegen“, tatsächlich aber kennen wir Gott nur aus seiner Geschichte mit uns. Auf knapp sechs Seiten erhält der Leser Hinweise zur konziliaren Trinitätslehre und Christologie. Dann kommen die Schwierigkeiten vieler mit Kirche und Kirchenvertretern zur Sprache. Andererseits waren es immer wieder Begegnungen mit Christen, die Menschen beeindruckt und gewonnen haben, exemplarisch bei Edith Stein. Es gibt nicht bloß Dunkel, sondern durch die Jahrhunderte hin auch einladendes Licht. L. zitiert J. H. Newmans „Führ, mildes Licht“ (in der Übersetzung von Cordelia Spaemann) und schließt das Kapitel mit dem großen Credo: „Alles andere – können Sie vergessen“ (240).

Es folgen noch drei Kap. Darin geht es um die Gott-Erfahrung einzelner (wie bei A. Frossard), um neue Berührungen zwischen Gott und Psychologie, die umwandelnde Kraft persönlicher Berufung, abschließend nochmals, in Aufnahme des Beginns, um Kunst und Musik: die „Sinnlichkeit der Wahrheit“.

Wie eingangs gesagt, richtet das Buch sich nicht an Philosophen und Theologen. Inhaltlich beschleht den Rez. – im Blick auf die Gesellschaft außerhalb unserer Kreise – der Verdacht, hier könne zu viel rheinischer Optimismus walten. Über Nietzsches An-

titheismus oder Gottsuchertum mag man streiten, unstrittig ist sein diagnostischer Scharfblick. Seinerzeit schrieb er zur Wiederkehr der Religion, es scheine ihm, „dass zwar der religiöse Instinkt mächtig im Wachsen ist, – dass er aber gerade die theistische Befriedigung mit tiefem Misstrauen ablehnt“. Wobei das Misstrauen nicht einmal kämpferisch sein muss – wie in den von L. angesprochenen Zirkeln, statt Abwehr schlicht Abkehr, Sich-verabschiedet-Haben? Oder ist das jetzt wieder Fach-Pessimismus? Angezeigt wird das Buch hier, weil es vielleicht gerade den Fachleuten nicht schadet, einmal hineinzuschauen (was nicht heißt, sie sollten es selbst auch so versuchen) – und sei es bloß dazu, es Zeitgenossen zu empfehlen, welche die Theologen, von Kasper bis Waldenfels, gar Philosophen, nicht erreichen. Andererseits könnte ich mir für eine Neuauflage denken, dass der Autor abschließend (zwar keine Zitattabelle – obwohl Endnoten dem Buchtyp nicht widersprechen –, doch) eine kleine Liste von Titeln anführt, die er persönlich seinen Lesern für ein weiteres Wegstück empfiehlt.

J. SPLETT

DOMSGEN, MICHAEL, *Familie und Religion*. Grundlagen einer religionspädagogischen Theorie der Familie (Arbeiten zur Praktischen Theologie; Band 26). Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2004, 2006. 372 S., ISBN 3-374-02228-6.

An Hochschätzung religiöser Erziehung in der Familie durch Kirche, Gesellschaft und Politik fehlt es nicht, aber an einer religionspädagogisch qualifizierten Auseinandersetzung mit Familie und Religion – mit der Betonung auf „und“: Denn dieser Erfahrungsraum ist wissenschaftlich noch immer vergleichsweise wenig erschlossen. Zwar haben psychologische und soziologische Disziplinen die Familienforschung weit vorangetrieben, insbesondere anhand systemtheoretischer Konzepte, und auch die Religiositätsforschung befindet sich im Aufwind; aber die Verknüpfung dieser beiden Forschungszweige fällt wissenschaftlich nahezu in Niemandsland. Schon darum verdient die Habilitationsschrift, die Michael Domsgen (= D.) dazu als evangelischer Religionspädagoge vorlegt, besondere Aufmerksamkeit. Diese besteht aus drei großen Abschnitten; dabei schenkt ihr Autor auffälligen inhaltlichen Differenzen zwischen Ost- und Westdeutschland fortwährende Beachtung.

In *Teil 1* zeichnet D. aktuelle Tendenzen des familialen Wandels im Konzert gesamtgesellschaftlicher Veränderungen nach. Was macht *Familie* aus? Zu ihrer Beständigkeit trägt praktisch weniger die eheliche oder nichteheliche Beziehung der Eltern bei, denn diese kann sich durch Trennung oder Scheidung auflösen, während die Eltern-Kind-Beziehung allenfalls ihre Form ändert, aber grundsätzlich nicht aufgekündigt werden kann. Dies unterstreicht auch das Kindschaftsrechtsreformgesetz von 1998. Ehe und Familiengründung sind in Ostdeutschland noch stärker als im Westen entkoppelt; als konstitutiv für Familie erweist sich vielmehr der generationenübergreifende Zusammenhang von Mutter und/oder Vater einerseits sowie Kind(ern) andererseits. In diesem pädagogischen Verhältnis setzt sich als dominantes Muster eine Erziehung zur Selbstständigkeit durch, insbesondere in höheren sozialen Schichten und mehr noch im Westen als im Osten. Neue Medien wirken als anonyme Miterzieher, ihr Konsum trägt dazu bei, dass sich kindliche Aktivitäten gleichsam von draußen nach drinnen verlagern und Heranwachsende zu Stubenhockern werden. Schon räumlich manifestiert sich damit ein zweifacher Trend: Für Eltern wächst die Bedeutung von Kindern, für viele andere Mitglieder der Gesellschaft nimmt sie jedoch ab. Im familialen Binnenraum wirken Großeltern prägend, obliegt nach wie vor der Frau die Vermittlung von Familie und Beruf, erweisen sich die erforderliche berufliche Mobilität als belastend und die Zusammenführung unterschiedlicher Kulturen als herausfordernd.

Im umfangreichsten *Teil 2* untersucht D. das Verhältnis von Familie und Religion. Wie lässt sich *Religion* bestimmen? D. orientiert sich zum einen im Anschluss an *Detlef Pollack* an vier organisationssoziologischen Kategorien (1) einer ‚kirchlichen Religiosität‘ derer, die einer christlichen Kirche angehören – in Deutschland etwa zwei Drittel der Bevölkerung –, (2) einer ‚christlichen Religiosität‘ derer, die keine Kirchenmitglieder (mehr) sind, sich aber als Christinnen und Christen verstehen, (3) eines ‚Atheismus‘ derer, die ausdrücklich ohne Glauben an Gott leben, und (4) einer ‚außerchristlichen Religiosität‘. Zum anderen bezieht sich D. auf *Charles Y. Glock*s sozialpsychologische Di-